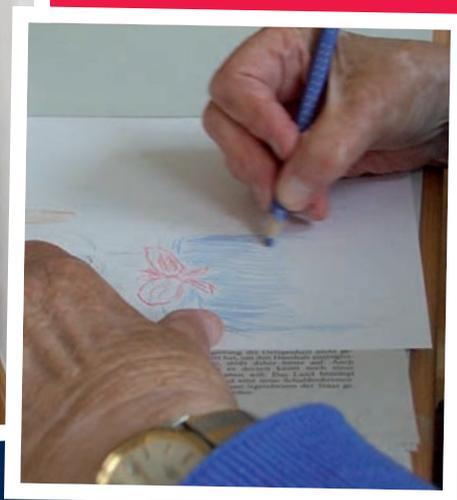


Regensburger Schriften zur
Volkskunde/Vergleichenden Kulturwissenschaft

Esther Gajek

Seniorenprogramme an Museen

Alte Muster – neue Ufer



WAXMANN

Seniorenprogramme an Museen

Regensburger Schriften
zur Volkskunde/
Vergleichenden Kulturwissenschaft

herausgegeben vom Vorstand des
Regensburger Vereins für Volkskunde e.V.

Daniel Drascek
Helmut Groschwitz
Bärbel Kleindorfer-Marx
Erika Lindig

Band 25



Waxmann 2013
Münster / New York / München / Berlin

Esther Gajek

Seniorenprogramme an Museen

Alte Muster – neue Ufer



Waxmann 2013
Münster / New York / München / Berlin

Bibliografische Informationen der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Diese Arbeit wurde bei der Fakultät für Sprach-, Literatur- und Kulturwissenschaften der Universität Regensburg als Inaugural-Dissertation zur Erlangung der Doktorwürde im Fach Vergleichende Kulturwissenschaften eingereicht und von dieser am 7. Februar 2011 in der vorliegenden Form angenommen.

Regensburger Schriften zur Volkskunde/ Vergleichenden Kulturwissenschaft, Bd. 25

ISSN 2196-9558

Print-ISBN 978-3-8309-2596-5

E-Book-ISBN 978-3-8309-7596-0

© Waxmann Verlag GmbH, 2013

Postfach 8603, 48046 Münster

www.waxmann.com

info@waxmann.com

Umschlaggestaltung: Pleßmann Design, Ascheberg

Titelbilder: Esther Gajek, Regensburg

Satz: Sven Solterbeck, Münster

Druck: Hubert & Co., Göttingen

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier,
säurefrei gemäß ISO 9706



Printed in Germany

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck, auch auszugsweise, verboten.
Kein Teil dieses Werkes darf ohne schriftliche Genehmigung des
Verlages in irgendeiner Form reproduziert oder unter Verwendung
elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Inhalt

Vorwort	9
I Museale Seniorenprogramme als Bedeutungsgewebe	11
1 Dreimal das Gleiche, doch nicht dasselbe	11
1.1 Kunstmuseum, 5.8.2008	11
1.2 Freilichtmuseum, 26.6.2008	13
1.3 Völkerkundemuseum, 11.9.2008	14
2 Alter(n) in Deutschland	15
3 Die Reaktionen der Museen auf die steigende Lebenserwartung	19
4 Museen und Alter – (kultur-)wissenschaftliche Forschungen	21
5 Forschungsperspektive und Erkenntnisinteresse	28
6 Museum als Feld – Methoden und Quellen	30
7 Vom Museums-Ich zum Forschungs-Ich – Verstrickungen im <i>Bedeutungsgewebe</i>	44
II Museale Konzepte und Realitäten der Seniorenprogramme	49
1 Die Museen	50
1.1 Erst Einzelveranstaltungen, dann Serien – zur Entwicklung musealer Seniorenprogramme	50
1.2 Fest verankert, doch mit schwachem Stand – Museumspädagogik in Deutschland	55
1.3 Seniorenprogramme – vier Fallbeispiele	59
1.3.1 „unter Bedingungen, die für sie günstig sind“ – Wertschätzung im Historischen Museum	61
1.3.2 „Das Niveau muss hoch sein“ – Wissensvermittlung im Technikmuseum	73
1.3.3 „das ist eigentlich auch gar nicht schlimm und steif“ – Wohlfühlen im Stadtmuseum	88
1.3.4 „dass man erkannt wird, dass man eine Person ist“ – Individualität im Kunstmuseum	103
1.4 Die museale Konstruktion von Alter	121
1.4.1 „Senioren“: körperlich eingeschränkt, dankbar und passiv – der Blick auf eine scheinbar homogene Zielgruppe	123
1.4.2 Den Alten das Alte und Atmosphärische – die Inhalte der Programme . . .	127
1.4.3 Rezipierend und wenig interagierend – die Vermittlungsmethode(n) . . .	129

2	Die Teilnehmenden der Seniorenprogramme	132
2.1	Zur Auswahl der Gesprächspartnerinnen und -partner	133
2.2	Soziodemographische Daten	136
2.2.1	Alter und subjektives Altersempfinden	136
2.2.2	Geschlechterverhältnis	138
2.2.3	Bildungsabschlüsse und ausgeübte Berufe	139
2.2.4	Familienstand und Wohnverhältnisse	143
2.2.5	Gruppenzugehörigkeiten	145
2.2.6	Museumbesucherinnen und - besucher versus Nichtbesucherinnen und -besucher	146
2.2.7	Zusammenfassung der soziodemographischen Angaben	147
2.3	Die Teilnehmenden – neun Blicke auf individuelle <i>Bedeutungsgewebe</i> ..	148
2.3.1	„ <i>Sonst bist das Depperl</i> “ – Museum unterscheidet	149
2.3.2	„ <i>jetzt musst dich [...] nicht so hängenlassen</i> “ – Museum diszipliniert ...	152
2.3.3	„ <i>Von der Bildung her fühle ich mich ungerecht behandelt</i> “ – Museum schließt Lücken	155
2.3.4	„ <i>Ich suche Wissen, Erkenntnisse, neue Erkenntnisse</i> “ – Museum eröffnet Neues	158
2.3.5	„ <i>Hauptsache, man kann mal lachen</i> “ – Museum lenkt ab	161
2.3.6	„ <i>Für's Museum, dass des da funktioniert</i> “ – Museum braucht Hilfe	164
2.3.7	„ <i>Es ist so eine Freude, wenn man etwas zustande gebracht hat</i> “ – Museum beflügelt	166
2.3.8	„ <i>Dass man woanders mal ein Lob kriegt!</i> “ – Museum erkennt an	169
2.3.9	„ <i>Das hast du doch noch hingekriegt</i> “ – Museum fordert heraus	172
	Exkurs: „Museen sind schon lebensnotwendig“	174
2.4	Vom Individuum zur Gruppe	179
2.4.1	„ <i>Wir sind rungewürfelt, eine komische Generation</i> “	180
2.4.2	„ <i>Die Karte der Sicherheit</i> “	181
2.4.3	„ <i>Da war so eine plötzliche Freiheit</i> “	185
2.4.4	„ <i>Man möchte noch so viel lernen</i> “	187
2.4.5	„ <i>Das schätz ich schon sehr</i> “	189
2.5	Der Stellenwert des Museums für die Teilnehmenden	190
3	Die Erfahrungen der Teilnehmenden	192
3.1	Museumserfahrung statt Besuchsmotivation	192
3.2	Der Begriff Erfahrungen im Zusammenhang mit Besucherforschung ...	198
3.3	Vom Transkript zur Kategorie	201
3.4	Erfahrungsfelder	208
3.4.1	Das ‚Erfahrungsfeld des Ichs‘: intensives Reflektieren über die eigene Identität	209
3.4.2	Das ‚Erfahrungsfeld des Museums‘: vielfältige Eindrücke – eher weniger von den Exponaten	225
3.4.3	Das ‚Erfahrungsfeld der Anderen‘: Gemeinschaft und Distanz	236

3.4.4	Das ‚Erfahrungsfeld des Wissens‘: Interesse, Vertiefungen und Unwissen	.244
3.5	Quantitative Auswertung der Erfahrungen	.257
3.6	Vergleich der Ergebnisse mit der Smithsonian Institutes-Studie	.261
3.7	Erfahrungen im Museum – Konsequenzen für die Praxis der Vermittlungsarbeit und der Besucherforschung	.263
III	Potentiale: Mit den „Alten“ zu neuen Ufern?!	.267
1	Die Museen: Konstrukteure von Altersbildern	.267
2	Die Teilnehmenden: Heterogenität statt Homogenität	.273
3	Erfahrungen statt Motive: der Vorteil des qualitativen Paradigmas	.276
4	„Doing age“ als Chance für die Museen	.279
	Anhang	.283
1	Angaben zu den Teilnehmenden und zu den besuchten Führungen	.283
1.1	Kurzporträts aller Teilnehmenden von Seniorenprogrammen der vier Referenzmuseen, mit denen längere Gespräche geführt wurden	.283
1.2	Beispiel für ein Führungsprotokoll Ablauf (Auszug)	.296 .297
1.3	Anzahl der Führungen pro Referenzmuseum	.298
2	Literatur- und Quellenverzeichnis	.299
2.1	Verzeichnis der verwendeten Literatur	.299
2.2	Verzeichnis der verwendeten Quellen	.316
3	Verzeichnis der Abbildungen, Diagramme und Tabellen	.319
3.1	Abbildungen	.319
3.2	Diagramme	.320
3.3	Tabellen	.320

Vorwort

Kleine unscheinbare Prospekte, ausgelegt in Museen, gaben den Anstoß: Sie waren mit „Salongeschichten“, „Museum mit Muße“ oder „60+-Führungen“ betitelt und warben für museale Seniorenprogramme. Beim ersten Durchblättern tauchten schon Fragen auf: Warum diese Form? Worum geht es? Wer nimmt an den Veranstaltungen teil? Was passiert dort genau? Welche Funktionen erfüllen sie? Als ich begann, mich auf den Weg zu machen, um Antworten zu finden, Museen zu besuchen und mit den Beteiligten ins Gespräch zu kommen, haben mich viele begleitet: Besonders verpflichtet fühle ich mich Daniel Drascek, der mir diese Aufgabe zugetraut hat und mich von der ersten Idee bis zum Abschluss der Arbeit stets motiviert hat, neue, unbekannte Pfade zu betreten. Gleiches gilt für Christine Aka, die Zweitgutachterin, die in entscheidenden Phasen zum kritischen Austausch bereit war. Für die erfahrene große Unterstützung und vielfältige Hilfestellung auf meinem Forschungsweg danke ich ferner den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern der Museen, die allesamt dem Vorhaben gegenüber aufgeschlossen waren und mir Einblicke in ihr Handeln gewährt haben. Während meiner „Reise“ hatte ich weitere intensive Kontakte zu den Teilnehmenden der Programme. Erst das mir entgegengebrachte Vertrauensverhältnis, das zu einem Austausch auf Augenhöhe führte, bot die Voraussetzung, die Perspektive der Zielgruppe einzunehmen. Die Einsichten in die individuellen Lebenswelten bereicherten mich einerseits für die Forschungsarbeit, andererseits lehrten sie mich auch die Gelassenheit im Umgang mit dem eigenen Alter und Altern; für beides bin ich gleichermaßen dankbar.

Während des Forschens und Schreibens erhielt ich entscheidende methodische und inhaltliche Impulse und Unterstützung von Katharina Eisch, Irene Götz, Almut Junker, Hannelore Kunz-Ott, Klara Löffler, Annette Noschka-Roos und Uta Piereth. Vielen Dank, dass ihr mir immer wieder geholfen habt, wenn ich die Orientierung verloren habe! In der Überarbeitung der Dissertation zu einem lesbaren Buch für ein größeres Publikum stand mir Eva-Maria Lerche kundig und geduldig über Monate zur Seite. Ihr gilt mein besonderer Dank.

Das vorliegende Buch ist meiner Familie gewidmet, die es durch ihr Vertrauen in mich und ihr Zurückstehen über Jahre überhaupt erst ermöglicht hat.

Esther Gajek, im Sommer 2013

I Museale Seniorenprogramme als Bedeutungsgewebe

1 Dreimal das Gleiche, doch nicht dasselbe

Der Ethnologe Clifford Geertz hat (Alltags-)Kultur, wie sie von Menschen gemacht und erlebt wird, mit der Metapher des *Bedeutungsgewebes*¹ beschrieben. Denken wir dieses Bild von Kultur weiter, dann erscheint Kultur als *dicht gewebter Stoff*, an dem Männer, Frauen und Kinder ständig *weben*, diesen mit Sinn besetzen, aber auch in diesen *lebenslang verwoben* sind. Aufgabe der Forschenden ist es, hier *Übersicht zu gewinnen, Strukturen und Muster freizulegen, Fäden zu entwirren, Knoten wahrzunehmen*, vor allem aber *individuelle und gesellschaftliche Bedeutungen* herauszufiltern – immer in dem Wissen, selbst *Teil des Gewebes* zu sein.

In der vorliegenden Untersuchung² bilden Seniorenprogramme an Museen,³ als Bestandteil der gegenwärtigen Alltagskultur, unsere *Bedeutungsgewebe*. Doch wie sehen diese musealen Vermittlungsprogramme eigentlich aus? Drei Schlaglichter auf die *Texturen* geben einen ersten Eindruck:

1.1 Kunstmuseum, 5.8.2008⁴

Vier Männer und 34 Frauen zwischen 50 und über 80 Jahren haben sich um 15 Uhr im Foyer eingefunden. Bei vielen handelt es sich um Stammgäste; manche kommen seit über 20 Jahren zu der monatlichen Reihe für Erwachsene außerhalb des Erwerbslebens. Für die heutige Führung hat die Vermittlerin⁵ zehn Bilder von

1 GEERTZ: Dichte Beschreibung (1999), S. 9. Geertz verwendet den Begriff in Anlehnung an Max Weber.

2 Im Wesentlichen wurde die Forschungsliteratur bis 2010 berücksichtigt.

3 Mit Seniorenprogrammen an Museen seien im Folgenden museale Vermittlungsangebote benannt, die regelmäßig stattfinden und für Personen jenseits des Berufslebens bzw. der Familienphase entwickelt wurden, vgl. dazu genauer unter II) 1.1.

4 Vgl. Kunstmuseum H., Protokoll des Seniorenprogramms vom 5.8.2008. Im Folgenden werden (bis auf wenige Ausnahmen) alle Institutionen und Seniorenprogramme sowie alle Befragten anonymisiert bzw. umbenannt, um interne oder private Informationen nützen zu können und gleichzeitig zu gewährleisten, dass weder den Befragten noch den Institutionen ein Schaden dadurch entsteht, an der vorliegenden Untersuchung teilgenommen zu haben.

5 Vermittler und Vermittlerin bezeichnet im Folgenden alle Personen, die museale Vermittlungsprogramme durchführen, unabhängig von ihrer Ausbildung und ihrem Beruf. In der vorliegenden Arbeit werden Bezeichnungen gewählt, die ausdrücklich beide Geschlechter einschließen. Im Zusammenhang von Seniorenprogrammen an Museen überwiegen Frauen: als Teilnehmende genauso wie im Bereich der Organisation und Vermittlung. Diese Dominanz des weiblichen Geschlechts setzt sich bis in die Wissenschaft fort. Alle einschlägigen Forschungsarbeiten stammen aus weiblicher Feder.

Emil Nolde und seinen Zeitgenossen ausgewählt. Die Kunsthistorikerin beginnt mit Bemerkungen zur Biographie und führt dann in das Werk ein. In der folgenden Stunde greift sie exemplarisch das Besondere des Künstlers heraus. Oft nimmt sie Inhalte wieder auf, die sie in früheren Veranstaltungen schon angesprochen hat. Die Männer und Frauen, die gekommen sind, folgen ihr von Saal zu Saal, hören zu und beteiligen sich – wenn sie danach gefragt werden – mit eigenen Bildeindrücken. Zum Schluss klatschen sie Beifall. Manche gehen noch auf die Vermittlerin zu, bedanken sich und sprechen ihre Anerkennung aus. Eine Teilnehmerin ist über 80 Jahre alt und seit Beginn der Reihe dabei. Nach den Gründen für ihr Kommen befragt, sagt sie: „*Das gehört einfach dazu. Ein bisschen Skelett muss man ja im Leben haben.*“⁶



Abbildung 1: Kunstmuseum H., Seniorenprogramm, Thema: Emil Nolde und Zeitgenossen, 5.8.2008.

6 Alle wörtlichen Zitate aus den Protokollen der besuchten musealen Seniorenprogramme sowie aus den Transkripten der Gespräche mit Teilnehmenden und Museumsmitarbeitern und -mitarbeiterinnen werden im Folgenden in doppelte Anführungszeichen und kursiv gesetzt.



Abbildung 2: Freilichtmuseum L., Seniorenprogramm, Thema: Waschen früher, 26.6.2008

1.2 Freilichtmuseum, 26.6.2008⁷

Ein Altersheim hat eine Vorführung zum historischen Wäschewaschen gebucht. Sie findet innerhalb einer Reihe von Veranstaltungen statt, die für Demenzkranke entwickelt wurde: Sechs Personen zwischen 70 und über 90 Jahren gehören zur Gruppe. Fast alle benutzen Gehhilfen und Rollstühle. Zwei Mitarbeiterinnen des Museums zeigen an einem Holztrug, wie die Wäsche früher mit der Hand gewaschen wurde. Vom Waschbrett über die Lauge, von der Kernseife bis zur Leine – an alles ist gedacht. Zunächst sitzen die Teilnehmenden⁸ eher beobachtend da, hören zu und lassen sich die Handlungen vorführen, doch mit der Zeit erzählen sie auch. Eine Frau, circa 90, die bisher fast abwesend in ihrem Rollstuhl saß, wird beim anschließenden Kaffeetrinken lebhafter und kommt auf ihre Heimat in Schlesien zu sprechen; manche Ereignisse aus ihrem Leben fallen ihr wieder ein. Andere Anwesende geben Anekdoten zum Besten. Am Schluss äußern viele Anwesende, wie gut ihnen der Nachmittag gefallen habe.

7 Vgl. Freilichtmuseum L., Protokoll des Seniorenprogramms vom 26.6.2008.

8 Im Folgenden werden unter dem Begriff Teilnehmende die Besucherinnen und Besucher der Seniorenprogramme verstanden.



Abbildung 3: Völkerkundemuseum S., Seniorenprogramm, Thema: Musikinstrumente aus aller Welt, 11.9.2008

1.3 Völkerkundemuseum, 11.9.2008

Vier Männer und neun Frauen zwischen circa 55 und 70 Jahren sind in diesem Monat zur Senioren-Veranstaltung gekommen.⁹ Eine Musiktherapeutin übernimmt heute die Gruppe. Sie führt durch die aktuelle Ausstellung über Musikinstrumente aus aller Welt. Bei der zweiten Station der Führung, einem Instrumentenensemble aus übergroßen Bambusstangen, verteilt sie Schlegel an die Anwesenden. Fasziniert beginnen die 13 Personen, dem Instrument Klänge zu entlocken. Diese sichtliche Freude am Spiel und auch die Begeisterung, Ungewohntes auszuprobieren, ziehen sich von nun an durch die Veranstaltung. Bei der Abteilung der Djembes, den westafrikanischen Trommeln, endet der Führungsteil der Veranstaltung. Die Vermittlerin verteilt nun Trommeln, und die Männer und Frauen nehmen Platz. „*Dieses Orchester lasse ich Sie selber leiten*“, heißt es jetzt. Einer schlägt den Rhythmus an, die anderen nehmen ihn nach einer gewissen Zeit der eigenen Improvisation auf. Schon nach wenigen Minuten des Spiels hat sich ein gemeinsamer Klang gebildet, und ein Gefühl für das Musizieren in der Gruppe ist

9 Vgl. Völkerkundemuseum S., Protokoll des Seniorenprogramms vom 11.9.2008.

entstanden. Weitere Rhythmen werden angestimmt, schwierigere folgen. „*Wann haben wir unseren ersten Auftritt?*“, fragt eine der Anwesenden scherzhaft, aber doch mit gewissem Stolz.

Nach diesen ersten Eindrücken von musealen Seniorenprogrammen tauchen Fragen auf. Die Metapher des *Bedeutungsgewebes* hilft, diese Fragen in Relation zueinander zu stellen: Welche *Muster* zeichnen sich in den musealen Konzepten ab: in der Ansprache der Gruppe, den Inhalten wie auch Vermittlungsmethoden? Wer bestimmt, welche *Farben* gewählt und welche Themen enthalten sind? Wer legt deren Abfolge fest? Warum gerade diese? Wird dadurch ein bestimmtes *Muster* (von Alter) erzeugt? Wer sind die *Webenden*? Wie sprechen sie miteinander? Gibt es unter ihnen *Meister*, gibt es *Lehrlinge*? Welche Erfahrungen machen die anwesenden Männer und Frauen im Akt des *Webens*? Welche Wirkung hat das *Weben* auf die Teilnehmenden? Was bedeutet der Museumsbesuch in deren Leben? Stimmen die *Bedeutungsgewebe* von Museen und Nutzern miteinander überein oder gibt es Differenzen? Wird das aktuelle Angebot noch in Zukunft den Bedürfnissen dieser Gruppe entsprechen? Welches Potential läge im Museum, Menschen außerhalb des Erwerbslebens anzusprechen?

Werfen wir – bevor sich noch weitere Fragen stellen und sich erste Antworten abzeichnen – zunächst einen Blick auf grundlegende Themen: Alter(n) in Deutschland, Museum und demographischer Wandel sowie den Forschungsstand zu Museum und Alter.

2 Alter(n) in Deutschland

Im Verlauf des 20. Jahrhunderts stieg die Lebenserwartung kontinuierlich. Das hatte verschiedene Ursachen: die Verringerung der physischen Anstrengung im Arbeitsleben, eine bessere medizinische Versorgung, ein gesteigener Hygienestandard, Fortschritte in der Gerontologie sowie eine allgemeine Steigerung des Wohlstandes. Wurde ein Mann 1871/81 durchschnittlich rund 36,¹⁰ so 2010 rund 82 Jahre alt.¹¹ Die Folge ist, dass ‚Alter‘ in den Industrienationen zu einem Massenphänomen geworden ist – im Gegensatz zu vorigen Jahrhunderten, wo es nur einem kleinen Teil der Bevölkerung vorbehalten war, alt zu werden.

Die Bismarck'sche Sozialgesetzgebung legte 1889 erstmals die Zahlung einer Rente für Arbeiter gesetzlich fest und regelte den Beginn des Renteneintrittsalters verbindlich. So entstand eine Lebensphase, die mit dem Begriff Ruhestand

10 Vgl. STATISTISCHES BUNDESAMT (Hrsg.): *Bevölkerung Deutschlands bis 2050* (2006), S. 38.

11 Vgl. BUNDESINSTITUT FÜR BEVÖLKERUNGSFORSCHUNG: *Fernere Lebenserwartung 65-jähriger Männer in europäischen Ländern* (2010).

bezeichnet werden kann.¹² Durch die gestiegene Lebenserwartung vergrößerte sich diese Lebensphase in den letzten 100 Jahren kontinuierlich. Zieht man von der Lebenserwartung eines heute 65-Jährigen, die circa 82 Jahre beträgt,¹³ das durchschnittliche Renteneintrittsalter von circa 63 Jahren ab, so bleiben sogar 19 gewonnene Jahre.¹⁴ Diese Zeitspanne ist bei Frauen durch ihre höhere Lebenserwartung noch größer. Für die nächsten Jahre erwarten Statistiker und Gerontologen, dass die durchschnittliche Lebenserwartung pro Jahr um drei weitere Monate steigen wird.¹⁵ Diese lange nachberufliche bzw. nachfamiliale Phase sowie die Auflösung fester gesellschaftlich geprägter Rollen¹⁶ und ein insgesamt besserer Gesundheitszustand münden heute in „erheblich mehr Spielraum für eine individuelle Lebensgestaltung“¹⁷ für Männer und Frauen außerhalb des Erwerbslebens.

Für die Gesellschaft bzw. deren soziale Sicherungssysteme bedeutet der lange Rentenbezug einer wachsenden Anzahl von Empfängern eine hohe finanzielle Belastung, besonders vor dem Hintergrund sinkender Geburten- und Bevölkerungszahlen. Das Statistische Bundesamt hat in einer Prognose aus dem Jahr 2009 der zukünftigen Entwicklung historische (1910, 1920) wie aktuelle Zahlen (2008) gegenübergestellt.¹⁸ Den Vorausberechnungen zufolge wird 2060 ein Arbeitnehmer zwei Rentner finanzieren müssen – eine Umkehrung des gegenwärtigen Verhältnisses.¹⁹ Aktuelle Schätzungen gehen davon aus, dass in 50 Jahren jeder dritte Bundesbürger mindestens 65 und jeder siebte über 80 Jahre alt sein wird.²⁰

Vor dieser Situation, genauer vor dem Hintergrund dieser Perspektivierung der Situation geraten Alter und dessen Folgen zunehmend zu einem gesellschaftlichen Problem, das sich zwar noch nicht konkret im Alltagsleben auswirkt, aber u.a. in der gerontologischen Fachliteratur²¹ und vor allem in der politischen Diskussion geäußert wird: hier die Jungen, die „um ihre Arbeitsplätze bangen“,²² dort die jetzige Rentnergeneration, der es „so gut geht wie niemals einer zuvor“.²³ Die Presse

12 Vgl. EHMER: Sozialgeschichte des Alters (1990).

13 Vgl. BUNDESINSTITUT FÜR BEVÖLKERUNGSFORSCHUNG: Fernere Lebenserwartung 65-jähriger Männer in europäischen Ländern (2010).

14 IMHOF: Die gewonnenen Jahre (1981).

15 Vgl. DEUTSCHER BUNDESTAG (Hrsg.): Zweiter Bericht zur Lage der älteren Generation (1998), S. 70.

16 Vgl. dazu allgemein: BECK / BECK-GERNSHEIM (Hrsg.): Riskante Freiheiten (1994).

17 DRASCEK: „Ich werde 100 Jahre alt“ (1999), S. 14.

18 STATISTISCHES BUNDESAMT: Bevölkerung Deutschlands bis 2060 (2009), S. 16.

19 Vgl. ebd., S. 19ff.

20 Vgl. ebd., S. 6.

21 Vgl. KARL (Hrsg.): Sozial- und verhaltenswissenschaftliche Gerontologie (2003).

22 Zitat des ehemaligen Bundesministers der Finanzen Peer Steinbrück. In: DEUTSCHE PRESSE AGENTUR: Krieg der Generationen oder bittere Wahrheiten? (2009).

23 Peer Steinbrück. In: ebd.

nimmt Schlagworte wie „Generationenkonflikt“,²⁴ „demographischer Orkan“²⁵ oder „Krieg der Generationen“²⁶ gerne auf und schürt damit Ressentiments.

Die lange Zeit des Rentenbezuges und die ansteigende Zahl der Empfänger wecken Begehrlichkeiten: Explizite oder implizite Forderungen beziehen sich sowohl auf das Ausgeben der Rente als auch auf die Investition von Wochenzeit durch einen möglichst hohen Anteil an bürgerschaftlichem Engagement: „Schließlich kann das Alter nicht mehr nur aus Freizeit bestehen“,²⁷ argumentiert z.B. eine der führenden Gerontologinnen, Ursula Staudinger. Auch der Schlussbericht der Enquête-Kommission „Demographischer Wandel“ zielt in eine ähnliche Richtung und mahnt die Eigenbeteiligung der älteren Generation an. Unter den Stichworten „Produktivität des Alters“ und „Verantwortung für sich und andere“²⁸ heißt es: „Es stellt sich mithin die Frage, ob die älteren Menschen einen Eigenbeitrag zur Entschärfung der durch den demographischen Wandel verursachten Verschiebung im Belastungsgefüge der Generationen leisten können und müssen.“²⁹

Die Forderung nach „Eigenbeitrag“ des Alters spiegelt sich in dem Konzept des „aktiven Alterns“³⁰ wider, das mit anderen Prämissen unserer Gesellschaft übereinstimmt. Es impliziert nämlich nicht nur die Vorstellung, man könne selbst prophylaktisch gegen körperliche und geistige Verfallserscheinungen vorgehen, wie sie das Alter mit sich bringt, sondern es entspricht auch moderner Leistungs-ideologie.³¹ Das Erreichen eines hohen Alters wird nun nicht mehr als Akt göttlicher Gnade interpretiert,³² sondern ist bei geeigneter, eben „aktiver“ Lebensführung für jeden zu erlangen – so die Suggestion.³³

Werden in Politik und Presse bei dem Thema ‚Alter‘ Gegensätze aufgebaut und Zuschreibungen vorgenommen, so gelten solche Argumentationsmodelle auch für andere Bereiche des öffentlichen Lebens.³⁴ Kommunale Programme wollen z.B. das Leitbild einer älteren Generation verankern, die mitten im Leben steht, Verantwortung übernimmt und so „aktiv wie nie zuvor“³⁵ ist. Mit solchen

24 Vgl. z.B. UNTERREINER: Generationen-Konflikt (2008).

25 Vgl. z.B. FISCHER u.a.: Die demografische Krise verhindern (2007).

26 DEUTSCHE PRESSE AGENTUR: Krieg der Generationen oder bittere Wahrheiten? (2009).

27 STAUDINGER: Das Alter(n) (2003), S. 39.

28 DEUTSCHER BUNDESTAG: Schlussbericht der Enquête-Kommission „Demographischer Wandel“ (2002), S. 48.

29 Ebd.

30 WORLD HEALTH ORGANISATION (Hrsg.): Aktiv Altern (2002).

31 Vgl. BALTES / MONTADA: Produktives Leben im Alter (1996).

32 Vgl. DRASCEK: „Ich werde 100 Jahre alt“ (1999), S. 30.

33 Vgl. zum Entwurf dieses Idealbildes: ENZINGER: Bewegung als Lebenselexier (?2008), S. 114.

34 Vgl. allgemein: NIEDERFRANKE / SCHMITZ-SCHERZER / FILIPP: Die Farben des Herbstes (1999).

35 BUNDESMINISTERIUM FÜR FAMILIE, FRAUEN UND SENIOREN (Hrsg.): Mitgestalten im Alter (2009), S. 5.

sozialpolitischen Maßnahmen werden jedoch Altersbilder generiert,³⁶ die sich mit den Selbstbildern der Gruppe nur zum Teil decken, ganz abgesehen davon, dass diese Konstrukte auch größere Gruppen älterer Menschen, die sich nicht aktiv einbringen wollen oder können, ausschließen.³⁷

Ähnliche Polarisierungen setzen sich in Fernsehbeiträgen fort: Während im fiktionalen Bereich schlanke, gesunde, gut situierte Ruheständler dominieren, die ihr Leben im Griff haben, stehen in Magazinsendungen und Dokumentarfilmen sozial deklassierte Alte mit Problemen im Mittelpunkt.³⁸ Noch stärker trifft dieser Sachverhalt für die Werbung zu, die sich lange hinsichtlich von Altersbildern „auf dem schmalen Grat negativer Klischees, betulicher Fürsorglichkeit und krampfhafter Juvenilität“³⁹ bewegt hat.

Der Kulturwissenschaftler Friedemann Schmoll hat diesen Tatbestand treffend auf den Punkt gebracht: „Alt ist man nicht nur, alt wird man gemacht“, und das schon immer, vor allem aber in Gesellschaften, „in denen Beruf, Leistung und Arbeit maßgebliche Sinnressourcen liefern“.⁴⁰ Wer über diese nicht verfügt, wird ausgegrenzt und marginalisiert. „Unabhängig vom eigenen Selbstbild sind es die Blicke der Anderen, die die Menschen in alte Menschen verwandeln.“⁴¹

Problematisch dabei ist jedoch, dass diese sozialpolitisch gewünschte und medial vermittelte Engführung von Rollen für ältere Erwachsene⁴² in Widerspruch zu einer tatsächlich unüberschaubaren Vielzahl von Lebensläufen und -entwürfen steht. Die nachberufliche bzw. nachfamiliale Phase zeichnet sich – wie auch schon das Leben zuvor⁴³ – vielmehr durch eine zunehmende Individualisierung aus, mit der eigene Lebensentwürfe einhergehen. Keineswegs kann dabei eine homogene Lebensphase ‚Alter‘ angenommen werden; die Gerontologie spricht vom sogenannten „differentiellen Altern“.⁴⁴ In diesem Zusammenhang spielt auch die unterschiedliche ökonomische Situation der Personengruppe eine entscheidende Rolle: Finanziell besser situierte Männer und Frauen sind in der Lage, den Ruhestand nach ihren Wünschen zu gestalten. Sie können „tradierte Schreckbilder des Alters durch solche des Selbstbewusstseins, der Vitalität und Innovationsfreu-

36 Vgl. allgemein: DEUTSCHER BUNDESTAG (Hrsg.): Sechster Bericht zur Lage der älteren Generation in der Bundesrepublik Deutschland – Altersbilder in der Gesellschaft (2010).

37 Vgl. SCHMOLL: Ethnographien des Alters (2002), S. 6f.

38 Vgl. dazu allgemein: SCHORB u.a. (Hrsg.): Medien und höheres Lebensalter (2009).

39 KÜBLER: 50 plus – aber kaum älter. „Senioren“ und Medien (2002), S. 4f.; vgl. ferner: FEMERS: Die ergrauende Werbung (2007).

40 SCHMOLL: Ethnographien des Alters (2002), S. 9.

41 Ebd.; vgl. allgemein: TEWS: Altersbilder (1991).

42 Vgl. allgemein: FILIPP / MEYER: Bilder des Alters (1999).

43 Vgl. allgemein dazu: BECK / BECK-GERNSHEIM (Hrsg.): Riskante Freiheiten (1994).

44 Vgl. vielfache Referenzen in: LINDENBERGER (Hrsg.): Die Berliner Altersstudie (2010).

digkeit [...] ersetzen“.⁴⁵ Altersgenossen mit geringerem finanziellen Spielraum sind wesentlich eingeschränkter in ihren Wahl- und Handlungsmöglichkeiten. Fehlt ökonomisches Kapital, ist der Erwerb kulturellen Kapitals ausgeschlossen und auch die Vergrößerung des sozialen Kapitals, wie es durch „fortlaufende Institutionalisierungsarbeit“⁴⁶ geleistet werden könnte, weitgehend unmöglich. Damit verschärft das Alter soziale Ungleichheit in mehrfacher Hinsicht.⁴⁷

3 Die Reaktionen der Museen auf die steigende Lebenserwartung

Museen als gesellschaftliche Institutionen sind unmittelbar von der breiten gesellschaftlichen Diskussion zur sogenannten Überalterung betroffen. Expertinnen und Experten fordern dazu auf, weitere und auch neue Kreise von älteren Menschen zu integrieren, denn die Partizipation an Bildungsangeboten trage u.a. dazu bei, „Selbstsicherheit und Unabhängigkeit zu steigern, Selbsterfahrung und Selbstinterpretation zu stärken, sich in soziale Beziehungen einzubinden [...], Erfahrungen gesellschaftlicher Veränderungen [zu] vermitteln und bei der Bewältigung des modernen Alltags [zu] helfen.“⁴⁸ Nur am Rande sei vermerkt, dass Bildung und Kultur hier als „Lebensmittel“⁴⁹ und „Heilmittel“⁵⁰ für ein „gesundes und würdiges Altern“⁵¹ empfohlen werden und damit eine Argumentation anklingt, die indirekt Alter als Krankheit begreift, deren Symptome es, wenn nicht zu kurieren, so doch zu mildern gälte, z.B. durch aktivierende kulturelle Programme. Den Alten kommt dabei die Aufgabe zu, selbst Vorsorge zu betreiben, um „erfolgreich“⁵² oder „produktiv“⁵³ zu altern. Geeignete Möglichkeiten anzubieten, z.B. in Form kultureller Programme, wird als gesellschaftliche und damit auch museale Aufgabe betrachtet.⁵⁴

45 SCHMOLL: Ethnographien des Alters (2002), S. 11.

46 BOURDIEU: Die feinen Unterschiede (192008), S. 120.

47 Vgl. allgemein: KOTTMANN: Alter als Kategorie sozialer Ungerechtigkeit (2008); KINSLER: Alter, Macht, Kultur (2002), S. 29f.

48 SCHWITZER: Weisheit versus Mut? (2006), S. 28.

49 Karin Nell zitiert in: BRANDES: Museum macht mobil (2006), S. 15.

50 Ebd., S. 8.

51 FRICKE: Forever begin: Kunst und Kultur im Alter (2007), S. 21.

52 Robert J. Havighurst, zitiert nach MARTIN / KLIEGEL (Hrsg.): Psychologische Grundlagen der Gerontologie (2008), S. 57ff.

53 STAUDINGER: Das Alter(n) (2003), S. 37.

54 Vgl. z.B.: DEUTSCHER BUNDESTAG (Hrsg.): Schlussbericht der Enquête-Kommission „Kultur in Deutschland“ (2007), S. 224f.

Die im „Fünften Altenbericht der Bundesregierung“⁵⁵ und Veröffentlichungen der „Enquête-Kommission demographischer Wandel“⁵⁶ angemahnte Teilhabe älterer Menschen am gesellschaftlichen Leben griff inhaltlich bereits bestehende Freiwilligenprogramme auf,⁵⁷ führte aber bisher nicht dazu, dass diese an den Museen systematisch ausgebaut wurden. Weitere aktuelle kulturpolitische Konzepte wie „kulturelle Bildung“⁵⁸ und „Museum zwischen den Generationen“⁵⁹ beziehen sich bis heute vor allem auf Kinder und Jugendliche. Auch der Topos des lebenslangen Lernens, der zunächst im Zusammenhang von Weiterbildungsmaßnahmen im beruflichen Umfeld entstanden ist,⁶⁰ aber inzwischen als „eine Voraussetzung für Gesundheit, Wohlbefinden und Lebensqualität älterer Menschen“⁶¹ interpretiert wird, findet noch kaum Niederschlag in musealen Angeboten.⁶²

In Zeiten hart umkämpfter öffentlicher und privater Fördermittel, in Konkurrenz zu einer wachsenden Freizeitindustrie und unter dem Druck, hohe Besucherzahlen erzielen zu müssen, besteht für Museen zunehmend die Notwendigkeit, neue Zielgruppen zu gewinnen und dauerhaft an sich zu binden.⁶³ Auf den ersten Blick gilt die zahlenmäßige Größe der älteren Erwachsenen als Argument und Notwendigkeit zur Reaktion.⁶⁴ Tatsächlich handelt es sich aber gegenwärtig von Museumsseite her eher um das Umwerben einer sehr speziellen Teilgruppe: Willi R. Xylander, der ehemalige Vizepräsident des Deutschen Museumsbundes, forderte z.B., dass Museen „alte, gut ausgebildete und finanzstarke Menschen, [... die] bis ins hohe Alter aktiv am Kulturleben“⁶⁵ teilnehmen, für sich gewinnen sollten.

Mit dem bisher Gesagten deutet sich an, dass die kulturpolitischen Anforderungen bisher innerhalb der Museumswelt kaum umgesetzt wurden. Angesichts gegenwärtiger Entwicklungen in Museen, die auf Wirtschaftlichkeit, Dienstleis-

55 BUNDESMINISTERIUM FÜR FAMILIE, FRAUEN UND SENIOREN (Hrsg.): Fünfter Bericht zur Lage der älteren Generation in der Bundesrepublik Deutschland: Potenziale des Alters in Wirtschaft und Gesellschaft (2005).

56 DEUTSCHER BUNDESTAG (Hrsg.): Zweiter Bericht zur Lage der älteren Generation in der Bundesrepublik Deutschland: Wohnen im Alter (1998).

57 Vgl. allgemein: VONDERACH: Museumsengagement auf dem Lande (2005).

58 KUNZ-OTT u.a.(Hrsg.): Kulturelle Bildung im Museum (2009).

59 MUSEUM ZWISCHEN DEN GENERATIONEN (o.J.).

60 Vgl. z.B. KOMMISSION DER EUROPÄISCHEN GEMEINSCHAFTEN (Hrsg.): Memorandum über lebenslanges Lernen (2000).

61 RÖCK: Zum Stand der Kunst- und Kulturvermittlung für Seniorinnen und Senioren (2009), S. 10.

62 Vgl. z.B. DEUTSCHER MUSEUMSBUND: Museen und lebenslanges Lernen (2011).

63 Vgl. allgemein: KLINGHOLZ: Auswirkungen des demografischen Wandels auf die Arbeit der deutschen Museen (2006).

64 Vgl. z.B. FRANZ: Intergenerationelles Lernen im Museum (o.J.), S. 4.

65 XYLANDER: Fit? Gedanken zu den Anforderungen an Museen im 21. Jahrhundert (2006), S. 12.

tung und Publikumsorientierung zielen⁶⁶ und Einsparungen von Planstellen zur Folge haben, nehmen die Ansprüche der Älteren einen nachrangigen Platz ein – und das trotz der hohen Prozentzahl von schon vorhandenen oder potentiellen Besucherinnen und Besuchern über 65 Jahren.⁶⁷ Diese Vernachlässigung wird noch dadurch verstärkt, dass sich museumspädagogische Angebote vor allem auf eine jüngere Besucherschaft konzentrieren.

Wenn von der „Generation Grau“⁶⁸ innerhalb der Museumsdiskussion der letzten Jahre dezidiert die Rede war, stand vielfach die Diskussion um die Rahmenbedingungen ihres Besuchs im Vordergrund und weniger die Auseinandersetzung mit inhaltlichen oder methodischen Spezifika.⁶⁹ Angebote der Museen für ältere Erwachsene sind bisher eher bestimmt durch das Bereitstellen geeigneter Sitzgelegenheiten, großgedruckter Texte, Ruhezeiten oder Audioguides.⁷⁰ Damit entsprechen diese Handlungen mehr den Kriterien für Barrierefreiheit⁷¹ bzw. Serviceorientierung für Besucherinnen und Besucher aller Altersklassen, als dass sie den Besonderheiten der Gruppe gerecht würden.

4 Museen und Alter – (kultur-)wissenschaftliche Forschungen

Museen wurden innerhalb der kulturwissenschaftlichen⁷² Forschung noch nicht als Freizeitangebot für Männer und Frauen außerhalb des Erwerbslebens untersucht – im Gegensatz z.B. zu Butter-,⁷³ Kaffeefahrten⁷⁴ oder dem Theaterspielen.⁷⁵ Insgesamt steht das Thema Alter im Fach nicht an exponierter Stelle.⁷⁶ Andreas C. Bimmer hielt 1988 fest, dass im „Vergleich zu der hervorgehobenen Beachtung von Kindern und Frauen [...] die Lebensbedingungen von [...] *Alten* bisher sehr

66 Vgl. dazu allgemein: JOHN / DAUSCHEK (Hrsg.): *Museen neu denken* (2007).

67 Vgl. z.B. SCHÜCK-WERSIG / WERSIG: *Die Staatlichen Museen zu Berlin und ihre Besucher* (2006), S. 11.

68 Vgl. KUHN / HERBERT (Hrsg.): *Generation Grau* (2007).

69 Vgl. denselben Befund bei: PIETZKO: *Das Kunstmuseum* (2009), S. 160f.

70 Vgl. z.B. KUHN / HERBERT (Hrsg.): *Generation Grau* (2007).

71 Vgl. dazu allgemein: FÖHL u.a. (Hrsg.): *Das barrierefreie Museum* (2007).

72 Mit Kulturwissenschaft sind im Folgenden alle Arbeiten gemeint, die aus dem Bereich der Volkskunde, Europäischen Ethnologie, empirischen oder vergleichenden Kulturwissenschaft stammen.

73 Vgl. SZADKOWSKI: „Und die Wellen, die kennen wir ja schon beim Namen.“ (2000).

74 Vgl. KNOBLAUCH: *Wenn Engel reisen ... Kaffeefahrten und Altenkultur* (1988).

75 Vgl. KOFMEHL-HERI: *Die Senioren Bühne* (2006).

76 Vgl. zum Thema der gerontologischen, sozialgeschichtlichen und kulturwissenschaftlichen Altenkulturforschung SZADKOWSKI: „Und die Wellen, die kennen wir ja schon beim Namen.“ (2000), S. 45–72.

wenig wissenschaftliches Interesse⁷⁷ erfahren haben. Dies gilt bis heute und erstaunt vor dem Hintergrund einer breiten Palette möglicher Forschungsthemen. Zwar wurden Teilbereiche im Kontext von Erzähl-,⁷⁸ Stereotyp-,⁷⁹ Bilder-,⁸⁰ Körper-⁸¹ oder Wohnforschung⁸² gestreift, der Lebenslauf als Ganzes⁸³ oder herausragende Phänomene, allen voran Tod und Sterben,⁸⁴ thematisiert; es erschienen (weitere) Monographien⁸⁵, Sammelbände⁸⁶ bzw. Kataloge, doch fehlen umfassendere programmatische Auseinandersetzungen.

Wenn man mit Andreas Bimmer „die Akzeptanz einer Forschungsrichtung innerhalb einer Disziplin“ an der „Intensität der Diskussion [...] in aktuellen Sammelbänden, in Zeitschriften und vor allem auf nationalen und internationalen Tagungen, Symposien oder Konferenzen“⁸⁷ misst, dann fällt diese für die Alterskulturforchung gering aus: Weder widmeten sich Kongresse der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde,⁸⁸ der Dachorganisation des deutschsprachigen Faches, noch thematisch ausgerichtete Fachzeitschriften⁸⁹ dem Alter. Nur vereinzelt stellten größer angelegte Forschungsprojekte⁹⁰ oder wissenschaftlich aufbereitete

77 BIMMER: Familienforschung (1988), S. 247 [Hervorhebung vom Autor].

78 Vgl. z.B. SCHENDA: Alte Leute (1977).

79 Vgl. z.B. BAUMGARTEN: Hagestolz und Alte Jungfer (1997) sowie DRASCEK: „Ich werde 100 Jahre alt“ (1999).

80 Vgl. z.B. JOERISSEN / WILL (Hrsg.): Die Lebenstreppe (1983).

81 Vgl. z.B. JEGGLE: Blick ins Paradies (2003).

82 Vgl. z.B. BAUSINGER: Von der Alterslast, der Last des Alters, und wie es sich tragen lässt (1998).

83 Vgl. z.B. BRINGÉUS: Lebenslauf und Lebensglück (1995).

84 Vgl. z.B. JEGGLE: Die Angst vor dem Sterben (1988).

85 Vgl. z.B. TREIBER: Bäuerliche Altenfürsorge in Franken am Beispiel eines fränkischen Jura-dorfes (1988); CZERANOWSKI: Das bäuerliche Altenteil in Holstein, Lauenburg und Angeln 1650–1850 (1988); SZADKOWSKI: „Und die Wellen, die kennen wir ja schon beim Namen.“ (2000); KUNDRUN: Alte Menschen auf dem Lande (1989); SCHALLER-STEIDL: Älter werden (1995).

86 Vgl. HÖRANDNER (Hrsg.): Nur eine Frage der Zeit. 16 Fallstudien zum Älter- und Altwerden (1999); SCHMOLL (Hrsg.): Grauzone (2002); BIMMER u.a. (Hrsg.): Das Bild des Alters – das Alter im Bild (2006); BECK (Hrsg.): alt sein – entwerfen, erfahren (2008).

87 BIMMER: Familienforschung (1988), S. 247.

88 Vgl. DEUTSCHE GESELLSCHAFT FÜR VOLKSKUNDE: Tagungen der dgv (2012).

89 Vgl. z.B. Hessische Blätter für Volks- und Kulturforschung, Marburg 1975ff., die pro Band unter einem Thema stehen – keiner war bisher dem Alter gewidmet. Altersspezifische Themen finden sich dort gelegentlich unter übergeordneten Fragestellungen. Vgl. z.B. LANGEN / SCHLICHTING: Altern auf dem Lande im Wandel der Lebensorientierungen und Generationenperspektive (1988); SCHMITZ-SCHERZER: Jenseits von 65 (1978).

90 Vgl. Institut für Europäische Ethnologie, Kulturwissenschaft, Philipps-Universität-Marburg, Forschung, VW-Projekt „Das Bild vom Alter“.

Ausstellungen⁹¹ das Thema in den Mittelpunkt. Rudolf Schendas sozialgerontologisch akzentuierter Studie „Das Elend der alten Leute“⁹² aus dem Jahr 1972 folgten in Deutschland bis heute keine Untersuchungen mehr, die ähnlich umfassend konzipiert gewesen wären. Ungehört blieb auch Schendas 1983 geäußelter Wunsch, mit seinen Arbeiten im Bereich der Alterskulturforschung⁹³ „die Volkskundler selbst anzustoßen, sich mit Kultur und Lebensweise alter Menschen zu beschäftigen, um damit den Sozialhistorikern ‚weiche‘ Daten an die Hand zu geben, welche der Ergänzung und Überprüfung sozialhistorischer Forschungsergebnisse und Forschungshypothesen dienen könnten“.⁹⁴ Sein Anliegen, „die gemeinsam erarbeiteten historischen Erkenntnisse für die Bewältigung aktueller sozialgerontologischer Probleme fruchtbar“⁹⁵ zu machen, harrt ebenso bis heute der Umsetzung.⁹⁶

Während Soziologie⁹⁷ und Geschichtswissenschaft⁹⁸ sich dem Thema Alter ab den 1980er Jahren umfassend widmeten und die Gerontologie dann, interdisziplinär arbeitend, auf breiter Basis über Alter forschte,⁹⁹ dabei Kulturwissenschaftler nur selten integrierend,¹⁰⁰ blieben alte Menschen in der Kulturwissenschaft als Thema „weiterhin fast unbeachtet“.¹⁰¹ So bilden die beiden Beiträge, „Altern in unserer Gesellschaft“¹⁰² und „Subkulturen der Jugend und des Alters: Geschichte und Aktualität eines Begriffs“,¹⁰³ innerhalb des „Handbuchs der schweizerischen Volkskultur“ von 1992 die Ausnahme. Zusammenfassend könnte man – mit

91 Vgl. z.B. die kulturwissenschaftlichen Beiträge in: DIENEL u.a. (Hrsg.): Späte Freiheiten (2000).

92 SCHENDA: Das Elend der alten Leute (1972).

93 Vgl. dazu auch: SCHENDA (Hrsg.): Lebzeiten (31983).

94 SCHENDA: Bewertungen und Bewältigungen des Alters aufgrund volkskundlicher Materialien (1983), S. 71.

95 Ebd.

96 Hier könnte sich innerhalb der nächsten Jahre ein Wandel anbahnen: Das oben genannte interdisziplinäre VW-Projekt, an dem Marburger Kulturwissenschaftler mitarbeiten, will „nicht nur Publikationen auf den Buchmarkt bringen, sondern auch hinein wirken in Medizin, Gesellschaft und Politik“, u.a. mit einem Ethikhandbuch. Vgl. LEUSCH: Tabuthema Hochbetagte (2009), o.S.

97 Vgl. z.B. das einschlägige Werk der Soziologin Gertrud M. Backes, vor allem BACKES (Hrsg.): Soziologie und Alter(n) (2000).

98 Vgl. z.B. BORSCHIED: Geschichte des Alters (1987).

99 Vgl. z.B. die Arbeiten aus dem Umkreis der Altersforscherinnen und -forscher Margret Balthes, Paul B. Balthes, Martin Kohli, Andreas Kruse, Ursula Lehr, Annette Niederfranke, Ursula Staudinger, Hans-Peter Tews und Hans Thomae.

100 Vgl. z.B. SCHENDA: Bewertungen und Bewältigungen des Alters (1983); HOPF-DROSTE: Altern auf dem Land. (1983).

101 SZADKOWSKI: „Und die Wellen, die kennen wir ja schon beim Namen.“ (2000), S. 70f.

102 Vgl. WYSS MEILI: Altern in unserer Gesellschaft (1992).

103 Vgl. MORF-ROHR: Subkulturen der Jugend und des Alters (1992).

Friedemann Schmoll – von einer regelrechten „Abkopplung“¹⁰⁴ der Kulturwissenschaft von den anderen genannten Disziplinen in Hinsicht auf Altersforschung sprechen.

Diese Sonderrolle drückt sich auch darin aus, dass im Fach kaum Versuche gemacht worden sind, beim Thema Alter interdisziplinär zu arbeiten, Forschungsergebnisse zu bündeln und diese in eine dezidierte Alterskulturforschung münden zu lassen.¹⁰⁵ Darüber hinaus ist „eine entsprechende kulturgeschichtliche Theoriebildung noch wenig entwickelt.“¹⁰⁶ Es wundert also nicht, dass in renommierten wissenschaftlichen Großprojekten wie der Berliner Altersstudie¹⁰⁷ oder dem Deutschen Alterssurvey¹⁰⁸ bisher keine Kulturwissenschaftlerinnen und -wissenschaftler mitgearbeitet haben, und das selbst bei fachspezifischen Themen.¹⁰⁹ Das ist umso erstaunlicher, als die Gerontologie einen stark interdisziplinären Anspruch hat, in den auch kulturelle Aspekte des Alter(n)s einbezogen werden.¹¹⁰ Erst in der Sachverständigenkommission des 6. Altenberichts, der die „Altersbilder in der Gesellschaft“¹¹¹ untersuchte, fungierte mit Harm-Peer Zimmermann ein Kulturwissenschaftler als Mitglied.

Ältere Erwachsene und ihr Verhältnis zu Museen stehen auch in einem zweiten einschlägigen Diskurs, der musealen Vermittlungsforschung,¹¹² nicht im Mittelpunkt. Das mag vor allem damit zusammenhängen, dass entsprechende Konzepte selbst noch in den Anfängen stecken. Während die Vermittlung an Jüngere seit etwa 40 Jahren von der Museumspädagogik so intensiv betrieben wird, dass sie

104 SCHMOLL, zitiert nach BECK: Altersstile (2008), S. 9.

105 Vgl. z.B. NIEDERFRANKE / NAEGELE / FRAHM (Hrsg.): Funkkolleg Altern 1,2 (1999); vgl. auch das oben erwähnte, 2009 gestartete, interdisziplinäre VW-Projekt „Das Bild vom Alter“, an dem der Heidelberger Gerontologe Andreas Kruse, der Dresdner Philosoph Thomas Rentsch und der Marburger Kulturwissenschaftler Harm-Peer Zimmermann beteiligt sind.

106 DRASCEK: „Ich werde 100 Jahre alt“ (1999), S. 17.

107 LINDENBERGER u.a. (Hrsg.): Die Berliner Altersstudie (2010).

108 Vgl. KOHLI u.a.: Grunddaten zur Lebenssituation der 40–85-jährigen deutschen Bevölkerung (2000); DERS. / KÜNEMUND (Hrsg.): Die zweite Lebenshälfte (2005).

109 Vgl. z.B. DEUTSCHER BUNDESTAG (Hrsg.): Zweiter Bericht zur Lage der älteren Generation in der Bundesrepublik Deutschland: Wohnen im Alter (1998).

110 Vgl. zur Definition BALTES / BALTES: Gerontologie (1992), S. 8: „Gerontologie beschäftigt sich mit Beschreibung, Erklärung und Modifikation von körperlichen, psychischen, sozialen, historischen und kulturellen Aspekten des Alterns und Alters, einschließlich der Analyse von altersrelevanten und alterskonstituierenden Umwelten und sozialen Institutionen.“

111 Vgl. DEUTSCHER BUNDESTAG (Hrsg.): Sechster Bericht zur Lage der älteren Generation in der Bundesrepublik Deutschland: Altersbilder in der Gesellschaft (2010).

112 Mit dem Begriff Vermittlungsforschung sind im Folgenden alle Untersuchungen und Darstellungen gemeint, die aus dem Bereich der Museumspädagogik stammen und/oder Themen musealer Vermittlung betreffen.

sogar mit der Disziplin gleichgesetzt wurde,¹¹³ stellen solche Angebote für Ältere noch die Ausnahme dar.¹¹⁴ Einschlägige Handbücher¹¹⁵ liegen nicht vor, und es gibt auch kaum Berichterstattungen in der Fachpublikation „Standbein, Spielbein. Museumspädagogik aktuell“.¹¹⁶ Wenn in der Literatur von Vermittlungsangeboten an Männer und Frauen außerhalb des Erwerbslebens bzw. in der nachfamilialen Phase die Rede ist, dann handelt es sich vor allem um Best-Practice-Beispiele, also Erfahrungsberichte, die indirekt zur Nachahmung empfohlen werden. Der Duktus dieser Berichte gleicht eher einer Erfolgsgeschichte¹¹⁷ und nur selten einer kritischen Reflexion.¹¹⁸ Zum starken Praxisbezug gehören auch – durchaus wohlgemeinte – Listen mit Hinweisen, wie die Gruppe zu behandeln sei, was sich als „gut“ oder „nicht so gut“¹¹⁹ erwiesen habe. Die Zahl einschlägiger Fortbildungen ist überschaubar,¹²⁰ desgleichen die spezieller Tagungen.¹²¹ Einige Vertreterinnen und Vertreter der Museumspädagogik negieren die Notwendigkeit einer spezifischen Vermittlung an Männer und Frauen ab 65 sogar ganz¹²² und setzen z.B. auf Angebote zwischen den Generationen.¹²³

Wenn man eine differenziertere Auseinandersetzung mit vorhandenen Museums-Angeboten für ältere Erwachsene sucht, wird man nicht im musealen, sondern im universitären Umfeld fündig. Hier erschienen in den letzten Jahren einige akade-

113 Bis 1999 war z.B. das Museumspädagogische Zentrum, das die Museen in München betreut, nur mit der Vermittlung an Kinder und Jugendliche betraut, vgl. MUSEUMSPÄDAGOGISCHES ZENTRUM MÜNCHEN: Das MPZ (2011).

114 Vgl. den identischen Befund für die Schweiz in: KROGH LOSER: Treffpunkt Museum (1996).

115 Vgl. z.B. VIERREGG u.a. (Hrsg.): Museumspädagogik in neuer Sicht (1994). Dabei handelt es sich um die erste ausführliche Auseinandersetzung der Disziplin mit der Vermittlungsarbeit an Erwachsene. Die beiden Bände enthalten jedoch noch keinen Beitrag zu Vermittlungsprogrammen für ältere Erwachsene.

116 Vgl. BUNDESVERBAND MUSEUMSPÄDAGOGIK E.V. (Hrsg.): ALTERNativen im Museum – Vermittlung für und mit Senioren (2009).

117 Vgl. z.B. VEREIN ZUR GENERATIONENÜBERGREIFENDEN VERMITTLUNGSARBEIT IM KULTURBEREICH (Hrsg.): „Ich sehe was, was Du nicht siehst...“ (2007).

118 Vgl. z.B. BÜHRER: Begegnungen von Großeltern und Enkelkindern (o.J.).

119 Vgl. STRATE: Senioren im Museum. Erfahrungen aus der Praxis (2008) und vgl. KUKUK: „Bediene die Alten und du bedienst alle“ (2007).

120 Vgl. z.B. die Fortbildung „Senioren im Museum. Angebote für eine neue Zielgruppe“ der Landesstelle für die nichtstaatlichen Museen in Bayern von Dr. Sophia Poulaki am 13.10.2008 im Stadtmuseum Ingolstadt.

121 Vgl. z.B. folgende Tagungen: „Museum zwischen den Generationen“, Dresden 2007; „,Generation Grau‘ Museumsangebote für Seniorinnen und Senioren“ im LWL-Industriemuseum, Witten 2007; „Best Agers – Vermittlung für und mit Senioren“, Neumünster 2008; „Es gibt kein Verbot für alte Weiber auf Bäume zu klettern“ – Museen als Ort lebenslangen Lernens, Bietigheim-Bissingen 2009; „Senioren im Museum“, Neusath-Perschen 2011.

122 Stellvertretende Leiterin eines museumspädagogischen Zentrums, Gespräch vom 2.9.2009.

123 Vgl. BÜHRER: Begegnungen von Großeltern und Enkelkindern (o.J.).

mische Abschlussarbeiten im Bereich der Kunstpädagogik,¹²⁴ Museumskunde,¹²⁵ Museologie,¹²⁶ Kunstwissenschaft¹²⁷ und Betriebswirtschaftslehre,¹²⁸ die sich lohnen, eingehender betrachtet zu werden.

Bemerkenswert ist zunächst, dass fast alle Autorinnen¹²⁹ die Perspektive des Museums einnehmen. Sie begreifen die demographische Entwicklung, die sie im Detail beschreiben, als Handlungsaufforderung an die Museen, sich diesen „Markt“¹³⁰ zu erschließen, besonders in Zeiten, in denen es gilt, neue Zielgruppen zu gewinnen. Zum Teil (Brandes, Thiemann, Scheer) argumentieren die Verfasserinnen durchgängig mit Anwendungsbezug; so münden Schlusskapitel z.B. in „Erfolgskriterien für eine zukünftige Angebotsentwicklung“.¹³¹

Eine Gruppe der Autorinnen (Kubicek, Löhle, Pietzko) nimmt aber auch die Defizite der Museen unter die Lupe und arbeitet die Diskrepanz zwischen den augenblicklichen Angeboten und den von der Zielgruppe geäußerten Wünschen heraus.¹³² Nadine Pietzko z.B. kommt zu dem Schluss, dass „die Museen die Bedürfnisregelung vornehmlich in der Befriedigung körperlicher Bedürfnisse erfüllt sehen“; „geistige Ansprüche“, wie sie ältere Erwachsene hätten, blieben „unberücksichtigt“.¹³³ Insgesamt wird das Fehlen eines „Gesamtkonzeptes“¹³⁴ hinsichtlich Altersbildung und Museum festgestellt,¹³⁵ die Forderung ist, übergeordnete Handlungsmuster zu entwickeln und umzusetzen.

Die aktuellen Vorstellungen von Alter, wie sie gesellschaftlich konstruiert und vermittelt werden, sowie die damit einhergehenden Zuweisungen neuer Altersrollen werden von einigen Autorinnen kaum hinterfragt und problematisiert. Im Gegenteil: Stereotype wie „aktives“¹³⁶ Altern oder „Best Ager“¹³⁷ tauchen unkommentiert in den Texten auf. Für Personen mit „gesunder Lebensführung, einem

124 Vgl. BRANDES: Museum macht mobil (2006); LÖHLE: Wann, wenn nicht jetzt?! (2008).

125 THIEMANN: Demographischer Wandel (Schwerpunkt 55 plus) (2009).

126 KUBICEK: Wie seniorenrecht sind Museen? (2007).

127 RÖCK: Zum Stand der Kunst- und Kulturvermittlung für Seniorinnen und Senioren an Kunstmuseen in Deutschland (2009); PIETZKO: Das Kunstmuseum (2008).

128 Vgl. SCHEER: Entwicklung eines Marketingkonzeptes für die Zielgruppe „60 plus“ (2008); DIES.: Bericht über das Wissenschaftliche Praxisprojekt (2008).

129 Alle Arbeiten auf diesem Gebiet stammen von Frauen.

130 Vgl. RÖCK: Zum Stand der Kunst- und Kulturvermittlung für Seniorinnen und Senioren an Kunstmuseen in Deutschland (2009), S. 9.

131 BRANDES: Museum macht mobil, S. 37.

132 Vgl. besonders KUBICEK: Wie seniorenrecht sind Museen? (2007).

133 PIETZKO: Das Kunstmuseum (2008), S. 155.

134 RÖCK: Zum Stand der Kunst- und Kulturvermittlung für Seniorinnen und Senioren an Kunstmuseen in Deutschland (2009), S. 138.

135 Vgl. BRANDES: Museum macht Mobil (2006), S. 8.

136 Vgl. z.B. PIETZKO: Das Kunstmuseum (2009), S. 33.

137 THIEMANN: Demographischer Wandel (Schwerpunkt 55 plus) (2009), S. 93.

vielseitigen Freizeitinteresse und einem enormen Bildungshunger¹³⁸ gälte es, Programme zu entwerfen, so Antonia Thiemann. Nur Martina Löhle diskutiert und hinterfragt diese einseitige Konstruktion von Alter: Museen fokussierten „stark die Jungen Alten oder Neuen Alten [...]. Es wird auf diese Personengruppe gesetzt, welche aktiv und mobil, aufgrund höherer formaler Bildung und ausreichend finanzieller Möglichkeiten ein vielgestaltiges und selbstbestimmtes Leben in der nachberuflichen Phase verfolgen möchte – dies auch kann – und der die Auseinandersetzung mit Kunst und Kultur einem in der Biographie gebildeten, natürlichen und selbstverständlichen Interesse entspricht, für die es ein Bedürfnis und eine Bereicherung darstellt. Wie [...] deutlich wurde, treffen diese Voraussetzungen für weite Teile der Älteren nicht zu.“¹³⁹

Weil sich die meisten Autorinnen die Perspektive der Museen zu eigen gemacht haben, kommen die Männer und Frauen, an die sich Museen mit ihren Angeboten richten, als Akteure nur selten in den Blick. Wenn dies der Fall ist, wie bei Nadine Pietzko, die 145 Fragebögen analysiert hat, oder bei Verena Scheer und Martina Löhle, die Interviews mit Museumsbesucherinnen und -besuchern geführt haben, dann treten die Unterschiede in der Zielgruppe und den Angeboten zutage: in der Heterogenität der Gruppe, in der „Differenz von Museumsangebot und Angebotsnutzung“¹⁴⁰ und in den ganz verschiedenen Bedürfnissen der Gruppe.

Diesem Thema spürte besonders Martina Löhle – als einzige der Autorinnen – in der Auswertung von sieben qualitativen Interviews nach, die sie im Anschluss an ein Kunstprojekt auf der Moritzburg in Halle geführt hatte. Dabei stellte sich heraus, dass Kunst und das Arbeiten mit ihr vielfältige Auswirkungen auf das Leben der Teilnehmenden hatten: Es veränderte, so die Befragten, den Blickwinkel, eröffnete neue Sichtweisen, bildete „Höhepunkte im Leben“,¹⁴¹ ließ vorhandene Anspannungen vergessen, stellte eine Gegenwelt zum Alltag dar, knüpfte an frühere Interessen an, ermöglichte ein umfassenderes Verständnis von Kunst, stärkte das Selbstbewusstsein und steigerte die Zufriedenheit.¹⁴² Auch wenn es sich bei dem Hallenser Kunstprojekt nicht um ein Seniorenprogramm im oben definierten Sinne handelte, deutet sich hier erstmals ein Spektrum von Motivationen dieser Zielgruppe für einen Museumsbesuch an – ein leuchtendes und facettenreiches *Bedeutungsgewebe*; und hier erwies sich auch das qualitative Forschungssetting als wertvoll.

138 Ebd.

139 LÖHLE: Wann, wenn nicht jetzt?! Heft 3 (2008), S. 3.

140 PIETZKO: Das Kunstmuseum (2009), S. 158.

141 LÖHLE: Wann, wenn nicht jetzt?! Heft 3 (2008), S. 20, Zitat Frau Schmitt, 67 Jahre alt.

142 Vgl. ebd., S. 20–38.

5 Forschungsperspektive und Erkenntnisinteresse

Der oben geschilderte Forschungsstand macht deutlich, dass es in Hinsicht auf das spezielle museale Vermittlungsangebot Seniorenprogramm und deren Teilnehmende Forschungsdesiderate gibt. Die vorliegende Arbeit möchte hier eine Lücke schließen und inhaltliche und vor allem methodische Spezifika der Vergleichenden Kulturwissenschaft nutzbar machen. Der subjektorientierte Ansatz, der das „selbstverständliche Handeln, Erleben und Deuten“¹⁴³ von Menschen thematisiert, eignet sich besonders gut dazu, die *Webenden* in den Blick zu nehmen und damit die Forschung um eine zentrale Perspektive zu erweitern.

Bei dem Fokus auf den Beteiligten – und hier besonders auf den Bedeutungen des spezifischen Angebots der Museen für die Teilnehmenden – liegt es nahe, sich eines ethnographischen Vorgehens zu bedienen, wie es in der Vergleichenden Kulturwissenschaft gängige Praxis ist. Diese qualitative Zugangsweise stellt das Subjekt in den Vordergrund, nimmt an dessen Handlungen teil, beobachtet und befragt. In einem analytischen und selbstreflexiven Prozess werden diese Informationen zu einem komplexen *Gewebe* verdichtet und aus der Sicht der Akteure interpretiert.¹⁴⁴

Der emische Zugang, aus der Innenperspektive heraus, der von „Respekt und Staunen“¹⁴⁵ geprägt ist, verfügt über viele Vorzüge. Die Forschenden versuchen, eine Beziehung zu den Beforschten aufzubauen, Nähe herzustellen, vor allem aber deren Welt zu verstehen und für Außenstehende nachvollziehbar zu machen. Gleichzeitig weist diese Art zu arbeiten aber auch Tücken auf: Clifford Geertz beschreibt den Forschungsweg als nicht linear und – gerade am Anfang – gekennzeichnet von Fehlinterpretationen und Irrtümern. Der Prozess des Dechiffrierens der anderen Gedankenwelt gleiche, so Geertz, dem „Versuch, ein Manuskript zu lesen [...], das fremdartig und verblasst, unvollständig, voll von Widersprüchen, fragwürdigen Verbesserungen und [...] Kommentaren ist, aber nicht in konventionellen Lautzeichen, sondern in vergänglichen Beispielen geformten Verhaltens geschrieben ist.“¹⁴⁶ Erst in einem langsamen und intensiven Prozess sei es möglich, sich zu nähern und das *Bedeutungsgewebe* nach und nach zu entschlüsseln.

Untersucht man Seniorenprogramme an Museen und die daran Beteiligten im Sinne dieser Ethnographie, wird man versuchen, „möglichst anschaulich und lebensnah Einblicke in kulturelle Realitäten“¹⁴⁷ zu schaffen. Es treten dann konkrete Personen in ihren Lebensumständen auf, Schauplätze werden sichtbar, Handlun-

143 SCHMIDT-LAUBER: Das qualitative Interview (2007), S. 169.

144 Vgl. dazu allgemein: GEERTZ: „Aus der Perspektive des Eingeborenen“ (1999).

145 MILLER: Der Trost der Dinge (2010), S. 17.

146 GEERTZ: Dichte Beschreibung (1999), S. 15.

147 SCHMIDT-LAUBER: Feldforschung (2007), S. 236.

gen augenfällig und Atmosphären nachvollziehbar. Im besten Falle wird das zu entdecken sein, „was der andere ‚wirklich‘ denkt und versteht“.¹⁴⁸

Angesichts der Komplexität des Themas bietet es sich an, im *Bedeutungsgewebe* ‚Seniorenprogramm‘ Felder abzustecken, um einen Überblick zu gewinnen. So gliedert sich der Hauptteil der Untersuchung in drei Bereiche: die musealen Angebote, die Teilnehmenden und deren Erfahrungen.

Die eingangs gestellten Fragen galten der Komplexität des *Bedeutungsgewebes* ‚Seniorenprogramm‘. Im Hauptteil dieser Arbeit fächern sie sich folgendermaßen in Themen auf: In Hinsicht auf die Museen ist von Interesse, vor welchem Hintergrund das Vermittlungsangebot Seniorenprogramm stattfindet und welche Angebote an verschiedenen Museen gemacht werden. Zentrales Anliegen ist es dabei, Ort und Akt des *Webens* ganz konkret zu beschreiben: die Handlungsabfolgen, die vermittelten Inhalte und die Art und Weise, in der miteinander kommuniziert wird. Wie reagieren die Teilnehmenden darauf? Wo werden sie beteiligt, wo zur Teilhabe ermächtigt, wo bleiben sie diejenigen, denen etwas vermittelt werden soll, wo sind sie nur Zuschauer? Und: Wie wird Alter durch die Angebote und Handlungen konstruiert?

Nach dem Blick auf die Museen stehen im zweiten Teil die Museumsbesucherinnen und -besucher im Fokus des Interesses: Am Beispiel von 50 befragten Personen soll zunächst analysiert werden, was diese Gruppe kennzeichnet: Sind es die Lebensumstände, gemeinsame biographische Erfahrungen, generationelle Prägungen oder ein hohes Maß an Individualität?

Warum nehmen ältere Erwachsene an musealen Seniorenprogrammen teil? Was bedeutet der Museumsbesuch in ihrem Alltagsleben? Das waren zentrale Fragen, die mich von Beginn an beschäftigt haben und zu dieser Arbeit angeregt haben. Drei Männern und sechs Frauen habe ich als Fallbeispiele ausgewählt, um Antworten auf diese Fragen zu finden. Dabei wird deutlich, welchen ganz verschiedenen Stellenwert der Museumsbesuch im Leben der jeweiligen Person hat – fernab von reiner Wissensaufnahme oder Suche nach Geselligkeit.

In einem letzten Kapitel des Hauptteils werden die Erfahrungen aller Teilnehmenden beim Museumsbesuch, mit denen gesprochen wurde, sowie die Erinnerung an ihre Beteiligung am *Bedeutungsgewebe* ‚Seniorenprogramm‘ untersucht: Was blieb im Gedächtnis? Wie lassen sich die Erfahrungen ordnen und analysieren? Wie stellen sie sich im Detail inhaltlich dar? Gibt es Parameter, die diese Erfahrungen bestimmen? Wie verhält es sich mit Wissensaneignung im Museum, wie in Hinsicht auf Identitätsbildung? Welche Auswirkungen hat die Vertrautheit mit Museen auf die dort gemachten Erfahrungen? Spielt der Bildungsgrad eine Rolle? Welchen Einfluss haben biographische Erlebnisse auf den Besuch der Se-

148 LEHMANN: Reden über Erfahrung (2007), S. 11.